

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1915

224 (25.9.1915) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage

Karlsruhe, den 25. Sept.

des „Volksfreund“

Nummer 224 — 1915

Weil sie die Armut haßte.

Am Wittenbergplatz bremste der Fahrer mit einem energischen Ruck, so daß der Wagen wie auf Kommando hielt. Fast alle Fahrgäste stiegen hier, am Endpunkt des neuen Westens, aus. Nur ein paar Arbeiter blieben sitzen, sie mochten wohl in Neufölln, dem ehemaligen Rixdorf, wohnen, wo die Linie hinführt. Der Schaffner kurbelte bereits wieder an, als vom Bürgersteig her eine Frauenstimme „Salt, halt!“ rief.

„Na, man bisken dalli“, brummte der Lenker des Wagens und kurbelte rasch nochmal zurück. Neuchend mühte sich eine junge Arbeiterfrau, die mit einer Leiter und mit einem Eimer ausgerüstet war. Die Fensterputzerin — eine Ertrungenschaft des Krieges. Sie kletterte umständlich auf den Bordperron, wo auch ich stand und stellte ihr Arbeitsgerät in die Ecke. Dann fuhr sie mit der Hand über die heiße Stirn.

„Warum denn so rennen?“ meinte der Fahrer jetzt gutmütig.

„Na, sonst hätt' ich eine Viertelstunde warten müssen, und das macht schon was aus, wenn man den ganzen Tag unertweg ist und zu Hause vier Zöhren hat“, lautete die Antwort. Der Fahrer nickte verständnisvoll, ich aber zuckte beim Klang der Stimme zusammen und haßte die Sprecherin scharfer ins Auge. Bierzehn Jahre hatte ich diese weiche, verschleierte Stimme nicht mehr vernommen und doch erkannte ich sie sofort wieder. Ihr Klang war mir so wunderbar vertraut, mit so lieben Erinnerungen verknüpft, daß das Gedächtnis sofort wieder einsetzte.

Es war wirklich Mausl, mein Mausl, das neben mir stand. Ich sträubte mich dagegen, zu der armen, verhärteten, verarbeiteten Frau hinzusehen, während die Erinnerung einen jungen, blonden Mädchenkopf mit grauen, nichtsnutzigen Augen und einem kleinen ewig lachenden Mund vor meine Seele zauberte. Demals arbeiteten wir in der gleichen Fabrik. Ihre Nähmaschine stand mir gegenüber, wie oft hab' ich mich beim Zuschneiden erzählt, weil meine Gedanken weniger bei der Arbeit, als bei der blonden, mutwillig-meddischen Stepperin weilten. Eigentlich hieß sie Marie, aber ich hatte sie aus eigener Machtvollkommenheit „Mausl“ getauft, und bald nannte der ganze Betrieb sie nur noch mit diesem Kosewort. Und sie duldete es.

Sie war eine flinke und saubere Arbeiterin und ratterte ihr Pensum spielend und lachend herunter. Sie lachte fast immer. Nur selten war sie mal ernst; dann hülfte sie sich in Schweiß und Klage, krank zu sein.

„Ach was, krank“, pflegte da unser polnischer Werksführer in der Regel zu sagen, „Sie fehlt bloß Mann!“ Dann lachte alles und Mausl mit.

Wir hatten denselben Weg und so rückten wir beide uns bald auch feilsch näher. Sie war weniger glücklich, als ihr zur Schau getragener Humor es merken ließ. Ohne Eltern und Verwandte, wohnte sie bei einer Arbeiterfamilie im Hinterhaus in Schlafstelle. Wir hatten um 5 Uhr Feierabend, und der Frühling kühlte in jener Zeit gerade Mutter Erde aus ihrer Winterstarre. Baum und Busch hüllten sich fast über Nacht in einen zartgrünen Schleier, und in den Laubengärten reckten die ersten Blümchen ihre Köpfechen schüchtern in die Höhe. Und die Sonne wurde mit jedem Tage wärmer. Wir nahmen an Abenden, wo keine Sitzungen und Versammlungen waren, unser frugales Essen mit, um es unter freiem Himmel zu verzehren. Dann lagerten wir uns auf dem Tempelhofer Felde und blickten zum fernen Horizont hin, schweigend, Kopf an Kopf, bis der Sonnenball in einem Meer von roter Blut erstarrt. Erst, wenn die Dämmerung auf weichen Sohlen herniederstieg, brachen wir auf und schlenderten plaudernd und schätternd den heimatischen Penaten zu. An Sonntagen wanderten wir tief in die Britzer Felder hinein, oder fuhren in den Grunewald hinaus. So kam der Mai. Ich sprach vom Heiraten. Da umarmte sie mich stürmisch und schob mir den Mund mit wilden heißen Küssen. Dann warf sie sich ins Gras und weinte bitterlich. Auf meine Fragen erhielt ich keine Antwort. Das blonde Köpfechen lag in meinem Schoß, der schlante junge Mädchenkörper zuckte in wilder Erregung. Müde und schweigsam gingen wir heim, wir sprachen kein Wort. Ihre Hand lag kalt und zitternd in der meinen. Vor ihrer Wohnung bot sie mir ihre Lippen zum Kusse, und während sie die Haustüre aufschloß, sagte sie leise, und ihre Stimme war noch weicher, noch verschleierte als sonst: „Du bist zu gut, zu gut.“ Dann war ich allein. Die Woche über war sie sehr still. Nur selten, daß sie mal lachte. Wir kannten unser „Mausl“ von ehemals nicht mehr. Auf Redereien antwortete sie nicht oder gereizt. Als die Glocke Feierabend verkündete, zog sie sich auffallend langsam an, sodas sie als letzte den Betrieb verließ. Ich wartete einige Schritte vom Eingang entfernt. Sie sah sich jedoch gar nicht nach mir um, sondern ging quer über die Straße auf einen langen, gutgekleideten Herrn zu. Er war bartlos und hatte ein richtiges Faunengesicht. Ich mußte zusehen, wie er mein süßes, blondes Mausl vertraulich begrüßte und dann untersuchte. Sie verschwand in der Richtung nach dem Innern der Stadt zu. Mir bohrte der Schmerz wie mit glühendem Eisen im Herzen. Wie betäubt ging ich durch die Straßen, die Zeugen meines kurzen Glückes waren.

Am nächsten Morgen kam Mausl nicht in den Betrieb. Erst kurz vor Feierabend erschien sie und holte sich ihren Lohn und ihre Papiere. Ihr Bräutigam wollte es nicht mehr dulden, daß sie in die Fabrik ginge. Ich drückte mich mit geschlossenen Augen an ihr vorüber. Sie schien mich nicht zu sehen. Als ich aber auf der Straße ein Stück gegangen war, zupfte mich jemand schüchtern am Ärmel. Verwundert schaute ich mich um; da stand Mausl neben mir. Ein Blick in ihre Augen, ein Blick auf die Erde und

drückte sich beinahe ängstlich, als ich ziemlich unwirsch fragte: „Na, und?“

„Wir wollen weiter gehen, ich habe mit Dir zu sprechen“, sagte sie leise, und mein Herz jubelte in allem Schmerz auf, als die liebe, traute Stimme wieder an mein Ohr schlug.

Eine Weile gingen wir stumm nebeneinander her. Endlich brach ich das drückende Schweigen.

„Was soll das heißen, Mausl?“ entfuhr es meinen Lippen. Meine Kehle war salzig und meine Stimme klang spröde.

„Darum komme ich ja mit, Emil“, erwiderte sie, und sah mich von unten herauf demütig an. „Ich bin dir ja Aufklärung schuldig, also höre: Ich hab einen Bräutigam, du hast ihn ja gesehen. Damals, als du vom Heiraten sprachst, hätte ich schon reden sollen, aber ich wäre eher erstickt. Du warst immer so gut zu mir, und ich hab dich so gern leiden mögen, darum ist es mir so schwer gefallen. Aber mit uns beiden konnte es ja nichts werden, glaube mir, mit mir als Frau würdest du doch nur unglücklich werden. Lang habe ich gezögert, denn ich hab dich ja lieb gehabt, aber ich hab doch eingesehen, daß ich in kleine Verhältnisse nicht passe. Ich haße die Hinterhäuser, ich haße die engen Armeleutwohnungen, ich fürchte mich vor Kindergeschrei und Windelgeruch, kurzum, ich mag die Armut nicht, ich will mich amüsieren und gut kleiden, eine schöne Wohnung haben. Sei mir nicht böse, aber ich passe nicht zu dir, du kannst mir das nicht bieten und mit 8 Talern Wochenlohn kann man nicht heiraten.“

Das erzählte sie so sanft, so überzeugend, ruhig und klar, daß ich gar nicht zu einer gegenteiligen Meinung hätte kommen können, obgleich ein jedes ihrer Worte mein armes, zuckendes Herz wie ein brennender Peitschenhieb traf. Ob ihr jetziger Verehrer ihr denn ein solches Leben bieten könne, fragte ich nach einer Weile. „O ja“, meinte sie mit nicht zu erschütternder Sicherheit, „er ist Grundstücksmaßer und verdient schönes Geld.“ Sie hätten sich schon eine entzückende Fünfstimmertwohnung angesehen, im nächsten oder übernächsten Jahre gedenke ihr Bräutigam eine eigene Villa in einem westlichen Vororte Berlins zu bauen. Ein Motorboot habe er auch und sie wäre doch wirklich dumm, wenn sie eine solch gute Partie ausschläge. Wir waren mittlerweile, ohne es zu wollen, am Tempelhofer Feld angelangt. Die Maisonnette stand hoch am Himmel, einzeln und gruppenweise lagerten die Menschen auf der weiten Fläche. Wir suchten eine einsame Stelle am Bahndamm auf und ließen uns nieder, wie einstmal, als wir noch nicht getrennt waren durch jenen Haun.

Noch einmal umfachte mein Blick das liebe, schöne Kind, und wild brauste das Blut in meinen Schläfen. Weil ich arm war, weil man mit 8 Talern Wochenlohn nicht heiraten kann, weil... D, sie hatte recht, die Logik ist manchmal unangenehm. Ich sah alles ein, es war ja so vernünftig, so überzeugend, wenn nur der bittere, häßliche Geschmack auf der Zunge nicht gewesen wäre.

Mausl ahnte meine Gedanken und plötzlich drückte sie wieder ihr Gesicht ins Gras und schluchzte frampfhaft. Ich litt entsetzlich, doch ich konnte keine Hand rühren.

„Liebst du ihn denn?“ fragte ich jetzt brutal.

„Frag mich nicht!“ schloß sie.

„Du liebst ihn nicht!“ schrie ich.

Da umklammerte sie mich mit beiden Armen und preßte ihren Mund auf den meinen. Ich wurde schwach. Wir tranken die lodrende Blut der Kisse. Wir sprachen nicht mehr. Unsere Lippen brannten aufeinander wie Feuer. Die Nacht löste die Dämmerung ab. Oben piffte gellend eine Lokomotive. Da erhoben wir uns fröhlich. Unsägliche lange und qualvoll kam uns der Heimweg vor. Wir trennten uns mit einem kurzen Gutmachgruß.

Einige Wochen später sah ich Mausl noch einmal in der Reizpigerstraße. Es war Nacht, und sie kam am Arme des Hauns aus einem Weinrestaurant. Beim Einsteigen in ein Auto entfiel ihr eine Nase. Ich war charakterlos genug, sie aufzuheben, als der Wagen davongefahren war. Dann hörte ich lange Zeit nichts mehr von ihr. Endlich erzählte mir mal jemand, daß es Mausl sehr schlecht ginge, ihr Mann sei ein Süßer und Spieler, sie müsse ihn und die Kinder fast ganz allein ernähren. Gesehen hatte ich sie nicht wieder.

Nun stand sie neben mir auf dem Perron. Das schöne, blonde Haar hing wild und feucht um den Kopf, die Wangen waren eingefallen, die Augen blickten müde und sorgenvoll ins Leere, und der Mund, der einst so rote, ewig lachende Mund, war in bittere, schmerzliche Falten gezogen.

„Das ist aber och keine Arbeit für Frauen“, sagte jetzt der Fahrer, einen Blick auf Leiter und Eimer werfend, „schwer und gefährlich.“

„Ja, das stimmt schon“, antwortete die Frau mit matter Stimme, „aber, was hilft's, leben muß der Mensch. Hab vier Kinder, und mein Mann war im Krieg und liegt jetzt verundet in Guben. Am Sonntag will ich mal hinfahren. Das kost auch wieder ne Stange Geld, und etwas mitbringen muß ich ihm doch auch. Verdient hat ers ja nicht um mich, aber na, er ist doch jetzt so krank und elend.“

Sie seufzte und strich mit der arbeitsiharten Hand die blonden Haarsträhnen aus der Stirn. Am Galleschen Tor mußte ich absteigen. Noch einen Blick warf ich auf das verhärmte, abgeraderte Weib, und mit meinem Schmerz stieg das Bild meiner Mausl vor meiner Seele auf, jenes Mädchens, das sich so sehr vor der Armut gefürchtet hatte.

Emil Unger.

Der Herbst beginnt.

Der Herbst beginnt. Die Natur läßt ihren Blätt- und Blütenstaub fallen. Als der Wind über die ersten Stoppeln

wehte, wollte sie uns noch einmal über ihre Müdigkeit künden. Sie warf sich den glutspendenden Sonnenmantel über die Schul- ter, ließ die Obstdäume unter des Segens Fülle brechen und schmückte die Gärten mit biesfarbigen Georginen und Atern.

Bergeliches Demühen. Die Tage der Rosen sind vorüber. Und wie auch die Blätter am Baum und Strauch in den wog- saligsten Tinten spielen, es ist vorbei — sie fallen! Eine un- erbitliche Hand greift in die falsche Kraft, löst sie aus der Menge der Schicksalsgefährten und wirft sie in den Staub.

Da geht ein wehes Pittern durch die Zurückgebliebenen, ein leises, kaltes Grausen. Rast es auch uns? So riecht es fra- zend von Blatt zu Blatt, so raucht es von Baum zu Baum. Die Schauer des Todes steigen hinauf bis in die Kronen der Eichen und senken sich nieder bis zum Zwergengebüsch, das sich am Boden verkriecht.

Ohne Gnaden schießt das Sterben über die Erde und schon weht der Winter mitteilend an dem großen Leidentuch, das die alle Verwesung decken soll.

Und die Menschen? Wie war ihnen sonst der Herbst die Zeit der Freude. Von den Weinbergen donnerten die Blätter ins Tal und unterm Ernteklang jauchzte die Jugend. Trum- petengeschmetter und Gesang, leuchtende Augen in zufriedenen Gesichtern begrüßten den herbstlichen Tod. War er denn nicht der Vorbereiter des lenzlichen Werdens?

Ah, heute sind die Herzen schwer. Eine furchtbare Gewalt hat den ewigen Gleichschritt der Natur aus dem Gleise geworfen. Nicht was abregnet und alt ist, holt der Tod, er bricht Blüten und reisende Frucht. Der silberhaarige Siebzehnjährige hat heute Aussicht, länger zu leben als der blonde Knabe von siebzehn Sommern. Und die können sich nicht mehr aufbäumen. Sie zucken nur ohnmächtig im unsäglichen Weh, und ihr klagendes Wimmern schleicht lautlos durchs All; grau, wehenlos, wie der Herbstnebel auf den Wiesen.

In grauen Nebeln auch liegt das künftige. Mit leichten Schwingen trug uns sonst die Phantasie in lichte, hoffnungs- reiche Zukunft. Heute ist der Säuwang gekümmert, unser Soffen liegt in eisig-eisernen Banden. Wir sehen nur den Herbst und den nahen Winter. In unendlich weite eferne scheint uns ein neuer Wälderfrühlung gerückt. Sicherlich! Er wird kommen und ein ewiger Friedensommer wird ihm folgen. Aber warum? Die Antwort verschlingt der Donner der Kanonen, sie ver- sinkt ungebört in Mut und Tränen.

Die Blätter fallen.

Brief eines Regierfürsten an den König von England. Die Genanzladung der verschiedenartigsten Gefährten Rassen zur Unter- stützung der Allierten im Kampfe gegen die deutschen „Bar- baren“ hat den besonders in Frankreich und England früher so sehr gepflegten Massenstolz notwendigweise über den Haufen geworfen. Wer die Wölfe ruft, muß mit ihnen heulen... Die Pariser Gesellschaft mußte sich daran finden, daß ein schwarzer Prinz als französischer Adorant in ihre Salons Einlaß begehrte. Und der hochmütige weiße Bürger Englands kann nicht mehr so vollkommen den Verkehr mit den „Barbaren“ ver- meiden. Diese Zustände haben auch eine äußerliche Annäherung zwischen dem Hofe König Georgs und den England untertanen, exotischen Herrschern zur Folge gehabt, und es wäre interessant, den Briefverkehr der hocheligen Lords und Peers mit den dunkel- häutigen Fürstlichkeiten einer näheren Betrachtung zu unter- ziehen. Der in einer der letzten Nummern der „Daily Mail“ veröffentlichte Brief des Kamerunfürsten Shehu von Bornu, kann als bezeichnendes Kostprobe gelten. Das Schreiben, das wie die „Daily Mail“ meint — an die Märchentaube von Tau- sendundeinacht erinnert, lautet in deutscher Uebersetzung:

„Im Namen Gottes, des Varmherzigen, des Gültigen. Lob sei Gott, Friede seinem Propheten. Dieser Brief ist gesandt durch den Sklaven Gottes, Abubakar Shehu von Bornu, Sohn des Shehu Ibrahim, Sohn des Shehu Umar, Sohn des Shehu Rohaman Lamino Kanemi. Ich, Shehu von Bornu, eingeleitet durch die Macht des Königs von England, schreibe an unseren Gutes wünschenden Herrn, den Vertreter des Königs von Eng- land, den Gouverneur Lugard, die ergebeneren Grüße. Segen und Größe sei mit Dir! Wir haben die Nachricht erhalten, daß Gott dem König von England Sieg geschenkt hat über die deutsche Kraft. Unsere Herzen sind mit Freude gefüllt. Wir und unser Volk begnügten uns zur Feier des Erfolges. Drei- Tage haben wir den öffentlichen Luftbarkeiten gewidmet. Als unsere Freuden benötigt waren, rief ich meine Ratgeber zusam- men. Wir hielten eine gemeinsame Beratung ab. Wir sagten, daß die Summe von 8000 Pfund, die wir durch den Mann von Zuluabad der Kriegskasse spendeten, nicht genug war. Ich und meine Ratgeber waren darüber einig. Wir sagten, daß wir eine neuerliche Spende machen müßten, um den König von England, unseren Herrn, zu kräftigen, damit er seine Feinde aufessen möge. Der Kanzler Amin Amkam sagte zu mir: „Oh, Shehu, wenn Du auch Geld und Vieh ge- sandt hast, bedenke, dies ist nicht genug.“ Der Schatzmeister Mallam Markar sagte zu mir: „Es ist kein Mangel in unserer heimatischen Kasse. Bald werden auch die Steuern bezahlt werden.“ Aus diesem Grunde haben ich und meine Ratgeber beschlossen, 1000 Pfund zu spenden. Wir bitten Gott, daß er seine Bemühungen für den Sieg des Königs von England in allen Teilen der Welt forsetze. Möge Gott ihm ein langes Leben schenken. Dir, Gouverneur Lugard, möge Gott die Tage verlängern. Grüße! Gedrieben am Mittwoch, dem 17. Tag von Shaaban, im Jahre der Hizza 1335.“

Heiteres.

Petersburger Devisen.

Montag. Die Umgruppierung unserer Armee und ihre Offensive steht bevor. — Die Wertgegenstände aus Riga und Wilna werden nach Dünaburg in Sicherheit gebracht.

Dienstag. Die Deutschen gerieten in die Falle von West-Vitonsk. — Die Wertgegenstände werden aus Dünaburg nach Petrograd in Sicherheit gebracht.

Mittwoch. Der Feind erlitt vor Olita einen Meinsall: er hat seine Belagerungsgeschütze ganz weilos in Aufstellung gebracht.

Donnerstag. Die Deutschen haben sich in die Moskino- sumpfe laden lassen. Ural! — Die Wertgegenstände werden aus Moskau nach Nischni-Nowgorod in Sicherheit gebracht.

Freitag. Die Deutschen finden den Rückzug nicht mehr und geraten aus Verzweiflung immer weiter nach Osten. — Die Wertgegenstände werden aus Nischni-Nowgorod nach Smo- lensk in Sicherheit gebracht.

Samstag. Unsere Offensive und die Vernichtung der Deutschen steht unmittelbar bevor. — Die Wertgegenstände wer- den aus Smolensk nach Romsk in Sibirien gebracht.

Sonntag. Sündenburg nähert sich Petrograd, wie es heißt, um sich zu ergeben. — Der Jar wird nicht in Sicherheit gebracht, da er kein Wertgegenstand ist... (Wehrer Jakob.)

Derbstausfang.

Der Herbst beginnt. Die Natur läßt ihren Blätt- und Blütenstaub fallen. Als der Wind über die ersten Stoppeln

Dermischtes.

Der Herbst beginnt. Die Natur läßt ihren Blätt- und Blütenstaub fallen. Als der Wind über die ersten Stoppeln